

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 319.

Montag, 30. November.

1931.

EIN
MÄDCHEN



EIN
AUTO

EIN
HUND



Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.

ROMAN VON OLE STEFANI.

(15. Fortsetzung.)

Janet wünschte, Tarfa wäre da und bisse ihn ins Bein. „Also —“, sagte sie, im Bestreben, die Unterhaltung zu beenden. „Wir — Mr. Anderson und ich — haben eine Bitte an Sie. Würden Sie uns Ihren Wagen leihen? Wir müssen nach Dieppe zum Konsul.“ „Gern!“ sagte er mit jugendhafter Bereitwilligkeit. „Sie wollen doch nicht fortreisen?“

„Nein —“, sagte sie. „Man hat von London ein Ruvert geschickt, einen Safe Schlüssel, den Vater mir durch Sid übergeben lassen wollte. Sie kennen die Geschichte von dem Unfall, den unser armer Sid hatte?“ Sie sah ihn heimlich von der Seite an.

„Wer ist Sid?“ fragte er. „Unser Chauffeur. Die Limousine verunglückte in der Nacht, in der mein Vater starb.“

Braycott machte ein bedauerndes Gesicht von — wie Janet schien — beleidigender Harmlosigkeit.

„Ich dachte, Sie wüßten von der ganzen Geschichte?“

„Ja — das Rad hatte sich gelöst.“

„Sie fuhr auf.“ „Also Sie wissen?“

„Ja —“, sagte er mit einem erstaunt fragenden Blick. „Ihre liebe Tante Betty war so freundlich, mich mit dieser ganzen Geschichte bekannt zu machen.“

Janet schwieg enttäuscht. Dann: „Also — wir können Ihren Wagen haben?“ fragte sie abschließend.

„Selbstverständlich!“

„Danke!“ — Sie verabschiedete ihn mit der Würde einer chinesischen Prinzessin.

20.

Sie hatten keine Schwierigkeiten mit dem englischen Konsul. Obwohl er es dem Siegel Scotland Yards auf dem übersandten Brief schuldig zu sein glaubte, Janet Gregorys Papiere genau zu überprüfen. Aber das konnte er ja ruhig tun, sie waren in Ordnung und er überreichte ihr das Ruvert mit besonderer Feierlichkeit.

Janet tastete auf der Treppe den Brief mit den Fingerspitzen ab, fühlte den flachen Schlüssel, der in Fosters Brief erwähnt war und überlegte, ob sie den Umschlag gleich öffnen solle.

„Zu Haus“, sagte Anderson, der ihr Zögern richtig auslegte. „Das sind Dinge, die man in Ruhe zu sich nehmen soll, mein Baby!“

So kletterten sie beide in den dunkelgelben Roadster, begierig, bald zu Hause zu sein. Besonders Janet konnte es nicht erwarten, und schalt im stillen, als einer der

Gendarmeriebeamten, mit denen Martin Anderson wegen der Nachforschungen nach Martha Hope in Verbindung getreten war, sie auf der Straße aufhielt und ein kurzes Gespräch mit Onkel Martin hatte. Endlich trat er höflich zurück, salutierte, und sie rollten los. Janet plauderte auf dem ganzen Weg vor Aufregung.

Sie hätte aber ihren Redestrom sehr plötzlich gestoppt, wenn sie die schwarzen Augen bemerkt hätte, die aus einem der letzten Häuser von Dieppe die Ausfahrt des Autos aufmerksam beobachteten. Und wenn es ihr hätte auffallen können, daß kurze Zeit, nachdem sie Dieppe verlassen hatte, sich ein Fenster auf der Ostseite eines der Häuser öffnete und ein langes weißes Handtuch draußen am Fensterkreuz befestigt wurde, das lustig hin und her flatterte. Aber es wäre ihr wohl nicht aufgefallen, selbst wenn sie es gesehen hätte.

Der Himmel war immer noch vollkommen klar, aber ein heftiger Wind, der sich auf einmal erhoben hatte, legte vom Meer her über die Klüste. Die Bogen liefen stürmisch gegen den Strand an und zeigten bis zum Horizont hin weiße Schaumkämme. Als der Wagen endlich den Waldrand erreicht hatte, war er einigermaßen vor dem Sturm geschützt, durch den er sich draußen hatte kämpfen müssen. Aber es war um so dunkler. Janet mußte sich verdrießlich eingestehen, daß schon Lotton Braycotts Kenntnis des Weges dazugehört hatte, um dasselbe Tempo beizubehalten wie bisher auf der freien Landstraße. Ein paarmal kam sie in Versuchung, die Scheinwerfer einzuschalten — so ungeduldig war sie und so dämmerig kam ihr der Weg durch den Wald vor.

Sie waren noch längst nicht bei der Richtig. Der Weg verengte sich und wand sich in scharfen Biegungen zwischen den Felsen hindurch.

Janet plauderte nach wie vor nervös weiter. Die Tatsache, in der sich das Ruvert befand, lag zwischen ihr und Onkel Martin auf dem Sitz. Und von Zeit zu Zeit fühlte sie überflüssigerweise hin, um sich von ihrer Gegenwart zu überzeugen.

Auf einmal rief Onkel Martin: „Halt!“ und legte seine Hand auf ihren Arm. Aber schon war ihr Fuß auf der Bremse. Denn sie hatte es im selben Augenblick auch gesehen.

An einer besonders schmalen Stelle der Straße lag zwischen den Felsen ein Baumstamm quer über dem Weg. Er war nicht gerade sehr dick, aber da er auf der einen Seite auf einem Gesteinsbrocken auflag, ragte er schräg durch die Luft.

„Donnerwetter!“ fluchte sie energisch, „immer wenn

man's eilig hat. Los, junger Mann!" — Sie stüßte Onkel Martin, er kletterte schwerfällig herab. „Wenn jemand von oben gekommen wäre und das nicht rechtzeitig gesehen hätte in diesem düsteren Licht — das hätte das schönste Unglück geben können!" ächzte sie, während sie sich gemeinsam bemühten, den Baum aus seiner Lage zu bringen. Das war schwer genug, denn der Stamm hatte sich unglücklichweise im Sturz zwischen zwei Felsen geklemmt. Und sie zerrten, bis sie schwigten.

„Hast du ein Taschenmesser?" fragte sie schließlich, „ich muß die Äste hier an meiner Seite abmachen, ich kann den Stamm so schlecht fassen." Aber Onkel Martin hatte keines. Dann entdeckte sie einen großen Stein am Boden, der eine scharfe splitterige Kante aufwies, und mit dem säbelte sie an den stacheligen Ästen herum.

Sie wandte dabei dem Weg den Rücken. Was sie veranlaßt hat, sich plötzlich umzuschauen, ist ihr niemals klar geworden. Auch später nicht, wenn sie über die Geschichte nachdachte. Es war kein Geräusch, es war kein Schatten, aber irgend etwas in ihr rief ihr plötzlich zu, daß sich jemand hinter ihrem Rücken bewegte.

Sie drehte den Kopf und was sie sah, war so unerwartet, daß sie erstarrt auf den Knien liegen blieb und die Hand, in der sie den Stein hielt, in ihren Schoß sank.

Sie sah auf dem Trittbrett ihres Wagens einen Mann stehen, der sich über den Führersitz beugte und nach ihrer Tasche griff. Sie stieß einen erstikten Laut aus, der Kerl hatte die Tasche in der Hand. Es war ein Neger, schien ihr — er schwang sich so lautlos, wie er gekommen war, vom Trittbrett und huschte zwischen die Felsen.

Aber ehe er so weit war, traf ihn der Stein, den Janet in der Hand gehalten hatte, in den Rücken. Ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, instinktiv hatte sie ausgeholt und den Stein mit aller Kraft ihres trainierten Armes geworfen.

War es der Schreck über den unvermuteten Angriff, war es die physische Kraft des Stoßes, den er erhalten — der Neger schrie auf und stürzte zu Boden. Die Tasche flog in weitem Bogen in das Gestrüpp.

Aber schon war der Kerl wieder auf den Beinen und sprang ihr nach.

Janet aber auch. Sie warf sich tollkühn zwischen ihn und die Tasche. Sie rannten heftig aneinander und hielten sich gepackt.

„Janet!" keuchte Onkel Martin. „Nicht — bleib hier — ich helfe dir!"

Was geschah, war das Werk von Sekunden. Sie hatte den Kerl an den Armen gepackt, er griff nach ihrer Kehle und drückte sie nieder. Onkel Martin, im Begriff, ihr zu Hilfe zu eilen, stolperte über den Baumstamm, der noch immer quer im Wege lag, und fiel mit einem großen Anprall zu Boden, wo er wie betäubt liegen blieb.

Janet hätte dem Manne mit größerer Kraft Widerstand leisten können — sie war sehr stark und gewandt —, aber der Anblick, den sie dicht vor sich hatte, lähmte sie etwas. Sie sah, daß der Räuber einen dicken schwarzwollenen Strumpf über den ganzen Kopf gezogen hatte. Die Fußspitze baumelte grotesk über dem Schädel hin und her und hinter den hineingeschnittenen Löchern funkelten wütende Augen.

Der Fremde warf sie zur Erde und sprang über sie weg auf die Tasche zu. Aber sie hielt ihn mit der Kraft der Verzweiflung am Fuß fest. Er trat heftig nach ihr und verlor von neuem das Gleichgewicht. Als er neben ihr kniete, packte er sie wieder an der Kehle und sie versuchte, ihre Zähne in sein Handgelenk zu schlagen. Sie schrie, so gut sie es unter seinen würgenden Fingern konnte.

Plötzlich fühlte sie, wie sein Griff nachließ. Warum, konnte sie nicht sogleich gewahren. Aber er erschlaffte eine Sekunde. Der Mann zögerte, warf sie mit einem letzten Stoß zurück und sprang auf — nicht in der Richtung nach der Tasche, sondern zwischen die Felsen. Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Janet sah einen Augenblick betäubt auf dem Boden und saßte nach ihrer schmerzenden Kehle. Dann sah sie ihre Tasche ein paar Schritte neben sich auf dem Wege liegen, sie rollte sich hastig hin und bedeckte sie mit ihrem

Körper. Von der Stelle, wo Onkel Martin lag, kam ein Stöhnen.

Und dann brauchte sie nicht lange zu überlegen, was den Kerl in die Flucht getrieben hatte, denn auf der Höhe der Felsen, oberhalb des Weges, erschien ein Schatten und eine tiefe Stimme brüllte: „Hallo, was ist da eigentlich los?"

Es war Lytton Praycott. Er stand auf dem Felsen und hielt sich am Stamm einer Tanne fest.

„Praycott!" schrie sie, sobald ihr klar wurde, wer es war. „Rasch dort hinüber, da ist der Kerl hin, rennen Sie ihm nach!"

Er stutzte einen Augenblick, dann sprang er mit einem Riesensatz von den Felsen herab, sie hörte das Knacken des Untergehölzes und das Rollen der Steine.

Sie richtete sich auf, preßte ihre Tasche an sich und lief ein paar Schritte in das Geröll hinein. Sie schwor sich: „Nie mehr gehe ich hier ohne Revolver aus!" Sie hatte so ein kleines Ding in ihrem Nachttisch liegen.

„Miß Gregory —", schrie es hinter den Felsen, „wo soll der Kerl denn sein? Ich sehe niemand!"

Sie kämpfte sich durch das Gebüsch. Es war eine Gegend, in der es fast unmöglich war, einen Mann zu verfolgen. So dicht lagen die Felsen nebeneinander. Überall öffneten sich enge Schluchten und das Gehölz schloß sich zu undurchdringlicher Dämmerung.

Sie kehrten schnaufend auf den Weg zurück. Onkel Martin saß neben der umgestürzten Tanne, massierte sich den rechten Fußknöchel und grunzte vor sich hin.

„Was ist los?" fragte er wie betäubt, als sie kamen. „Habt ihr ihn?"

„Nein — er ist weg!" sagte Janet finster. „Hast du dich verletzt?"

„Hoffentlich nicht!" sagte er, indem er sich ächzend erhob und seine Glieder prüfte. „Ich habe mich aber ordentlich an den Schädel gestoßen."

„Ein Glück, daß ich Sie traf!" sagte Lytton Praycott. Er war ganz blaß und seine Augen funkelten.

„Ja —", sagte Janet und sah ihn von der Seite an. „Es war ein großartiger Zufall. Sonst wäre meine Tasche futsch!"

„Wir danken Ihnen, Mr. Praycott!" sagte Onkel Martin. Janet blickte rasch auf und sah, daß der Ausdruck, mit dem er den Amerikaner von oben bis unten betrachtete, nicht ganz eindeutig war. „Gerade im rechten Augenblick, Mr. Praycott — wie vom Himmel gesandt!"

Praycott antwortete nicht. Er ging zu dem Baumstamm und blühte sich über die Wurzel, die sich von dem dünnen Erdbreich losgerissen hatte.

„So ein Sturm!" sagte er kopfschüttelnd, als er sich wieder aufrichtete. Er packte den Stamm fest an und wälzte ihn vom Weg ab. Er schien Riesenkräfte zu haben.

„Sturm?" dachte Janet stirnrunzelnd. „Hier im Gehölz spüre ich nichts davon." Sie blieb wortfarg, auch als sie im Wagen saßen und weiterfuhren. Der Amerikaner war von einer geschwähigen Lebhaftigkeit. Er scherzte, als ob nichts vorgefallen sei.

Zwei- oder dreimal sah sich Janet nach Onkel Martin um, der auf dem Hintersitz saß. Und jedesmal ertappte sie ihn dabei, wie er den vor ihm sitzenden Amerikaner mit jenem merkwürdigen Blick betrachtete und leise den Kopf schüttelte.

Sie fiel in Gedanken, bis nervös auf ihrer Zigarette herum und antwortete Lytton Praycott überhaupt nicht mehr. Auch er stellte allmählich sein Reden ein.

Plötzlich fragte Janet: „Sag mal, Onkel Martin, was für eine Gestalt hatte eigentlich Daniel Hope? Ich meine — wie groß war er?"

Die beiden Männer starrten sie einen Augenblick an. „Er war sehr groß!" sagte Martin Anderson langsam. „Groß und breit — ein Hüne!"

„So?" sagte sie. Dann schwieg sie wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Der willkommene Einbruch.

Von Carl Georg Nöbberger.

Friedrich Langendorf, ein sehr vornehm geseideter Dreißiger, stellt sich am Ende der langen Reihe vor dem Kassenschalter in der Halle des Södbahnhofes an, um einen Fahrchein nach Graz zu lösen, wo er sich „geschäftlich“ zu betätigen gedenkt. Könnte man einen Blick in den kleinen, eleganten Ledertoffer werfen, den er in der Hand hält, würde man die Art seiner „Geschäfte“ leicht erraten, denn er enthält außer wenigen Wäschestücken eine Auswahl Werkzeuge und Dietriche, die nur ein Schlosser oder ein Einbrecher in Ausübung seiner beruflichen Tätigkeit verwenden kann. Da nun Langendorfs Äußeres den Schlosserberuf bei ihm unbedingt ausschließt, kann er nur Einbrecher sein.

„Ich küß die Hand, gnädige Frau!“ sagt ein eben hinzugekommener Herr zu der neben Langendorf wartenden Dame. Dieser blickt auf, denn er hat die Stimme schon öfters gehört. Ja, es ist Egon Wimmer, der bekannte Lebemann, den er schon oft in Nachtlokalen gesehen hat.

„Guten Morgen, Herr Wimmer. Das ist eine Überraschung!“ erwidert die Dame und schüttelt ihm herzlich die Hand.

„Wohin fahren Sie, gnädige Frau, wenn ich fragen darf?“

„Ich fahre überhaupt nicht. Ich will nur eine Bahnsteigkarte lösen, um eine Freundin zu begrüßen, die nach BENEZIG fährt. Und Sie?“

„Um . . . In Wien ist es so langweilig . . . Ich mache einen Sprung auf den Semmering . . .“

„Sie beneidenswerter Mensch . . .“

„Ach, nur auf zwei Tage! Morgen Abend bin ich schon zurück. Zur Abwechslung . . .“

Langendorf spitzt die Ohren und überlegt es sich. Wimmer fährt auf zwei Tage fort? Er hat doch eine eigene Wohnung. Ist aber alleinstehend, dürfte auch keine Wirtschaftlerin haben. Um . . . Da könnte es sich lohnen, seiner Wohnung einen kleinen Besuch abzustatten . . . Da kann er auf die Reise nach Graz verzichten. Bei der Hitze ist es ja schließlich kein Vergnügen, im heißen Eisenbahnwagen zu sitzen.

Er tritt aus der Reihe der Wartenden, steigt die Treppe hinauf und setzt sich auf eine Bank in der Nähe der Bahnsteigpforte vor dem Grazer Zug. Er muß sich doch vergewissern, ob Wimmer tatsächlich fortfährt.

Dieser erscheint kurz darauf und steigt in den letzten Wagen des Zuges ein. Langendorf wartet noch einige Minuten bis der Zug sich langsam in Bewegung setzt.

„So. Jetzt an die Arbeit!“ Er verläßt den Bahnhof und sucht ein in der Nähe befindliches Kaffeehaus auf, wo er einen Koffa und das Adressbuch bestellt.

Erst schlägt er im Buche nach: „Wimmer . . . Wimmer . . . Da: Egon, Viberstraße 39, Tür 8.“ Er schreibt die Adresse in einem kleinen Notizbuch auf, trinkt rasch den Kaffee, zahlt und entfernt sich, um mit der Straßenbahn in die Stadt zu fahren.

Eine Viertelstunde später steht er vor der Türe, an der ein bligblaues Messingchild mit dem Namen Egon Wimmer befestigt ist. Er drückt an den Knopf des elektrischen Klingelwerkes und wartet.

Es scheint tatsächlich niemand da zu sein. Jedenfalls ist Vorlicht geboten . . . Und er drückt nochmals und wartet wieder eine Weile.

Er wirft einen Blick auf die gegenüberliegende Türe, auf das Guckloch: Es ist geschlossen. Dann horcht er: Tiefe Stille. Rasch öffnet er den Koffer und entnimmt ihm einen Bund Dietriche. Dann macht er sich an die Arbeit.

Nach einigen mißlungenen Versuchen geht die Türe auf, und vorsichtig schreitet er über die Schwelle. Erst besichtigt er die Wohnung: „Sehr nett eingerichtet. Der Mann muß wirklich reich sein. Es wird wahrscheinlich eine gute Beute geben . . .“

Er beginnt im Herrenzimmer. Beim Schreibtisch. Eine Lade nach der anderen öffnet und entleert er, ohne etwas zu finden. Nur Rechnungen und Briefe, fein säuberlich zu Päckchen gebundene Damenbriefe, fördert er zutage. Von Geld oder Schmud ist keine Spur zu finden.

Verdammt . . . Vielleicht im Schlafzimmer . . . Er trocknet sich den Schweiß, der ihm auf der Stirne perlt und begibt sich in das Schlafzimmer. Auch hier durchwühlt er den Inhalt des Nachtschens, des Wäscheschranks und des Kleiderkastens, immer wütender wirft er all die Sachen auf den Boden, so daß das Zimmer einen wüsten Anblick bietet. Alles vergeblich.

Auch im Schlafzimmer zeitigt sein Suchen keinen Erfolg: „Donnerwetter! Besitzt denn der saubere Kavalier rein gar nichts? Nicht einmal einen Silberlöffel? Halt! Im Bücherregal will ich noch Nachschau halten. Es gibt ja Leute, die Geld und Schmud hinter den Büchern verwalten . . .“

In weitem Bogen fliegen die Bücher Reihe um Reihe zu Boden. Nichts! Gar nichts!

„Verdammtes Pech! Mein Lebtag habe ich mich noch nicht so geschunden . . . Und da lebt der Kerl in Saß und Bräus, als wäre er ein Rothschild! . . .“

Erichsst läßt er sich in einen bequemen Kubiessel fallen, um auszuruhen. Drückende Schwüle lastet über dem Zimmer. Er streckt die Beine aus, lehnt sich in den Fauteuil zurück und entzündet eine Zigarette.

Einige Minuten später schläft er . . .

Ein Rütteln an der Schulter weckt ihn. Er reißt sich den Schlaf aus den Augen und blinzelt vor sich hin. Da wird er mit einemmal ganz munter: Vor ihm steht, mit lächelnder Miene, einen Revolver in der erhobenen Hand, Egon Wimmer.

„Ausgeschlafen, mein Herr?“

Verblüfft blickt Friedrich Langendorf ihn an.

„Sie verzeihen“, fährt Wimmer ironisch fort, „daß ich mir erlaubt habe, Sie aus Ihrem süßen Schlummer zu reißen, aber dies ist nämlich meine Wohnung. Ach, Baron, Sie gestatten wohl, daß ich mich vorstelle: Wimmer ist mein Name, Egon Wimmer.“

Unbeweglich sitzt der Einbrecher im Fauteuil und starrt auf die Mündung der Waffe.

„Haha! Sie haben wohl geglaubt, Sie würden Geld oder Schmud finden?“

„Ja . . . Stammet Langendorf.“ Aber . . . Wie zum Teufel kommen Sie denn her? Sie sind doch auf den Semmering gefahren!“

„Ich? . . . Ach so, Sie haben wohl gehört, wie ich auf dem Bahnhof mit der Dame gesprochen . . . Nein, nein, ich bin bloß bis Wöbling gefahren! Mein Gott, man kann sich ja solch unschuldige Lügen erlauben, die dem eigenen Nimbus zugute kommen. Ich will Ihnen auch sagen, warum ich nach Wöbling gefahren bin: um einen Freund um fünfhundert Schilling anzugehen, denn ich besitze heute keine zehn Schilling. Leider bin ich umsonst gefahren, denn mein Freund ist verreist.“

„Was wollen Sie jetzt mit mir anfangen?“

„Um . . . Ich glaube, es dürfte Ihnen nicht angenehm sein, wenn ich Sie der Polizei übergäbe . . .“

„Auf keinen Fall . . .“

„Nun, ich lasse mit mir reden: Geben Sie mir Ihr Geld, und ich lasse Sie laufen!“

„Sie sind wohl wahnsinnig!“

„Nein. Bloß praktisch. Glauben Sie, ich werde die Schweinerei, die Sie mit Ihrem Durchsuchen aller Möbel gemacht haben, umsonst wegräumen? Nun?“

„Geller Bahnhof!“

„Wie Sie glauben! Dann stehen Sie bitte auf und gehen Sie vor mir her, damit ich Sie zur Polizei bringe. Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich bei der geringsten verdächtigen Bewegung oder beim ersten Fingerversuch schieße!“

Wütend nagt der Einbrecher an der Unterlippe und rührt sich nicht. Sein Hirn arbeitet fieberhaft. Sein ganzes Geld soll er ihm ausfolgen? Es sind beinahe tausenddreihundert Schilling. Aber die Polizei . . . Er ist noch unbescholten, die Polizei kennt ihn noch nicht . . .

„Nun?“ drängt Wimmer ungeduldig.

„Ich kann Ihnen doch nicht mein ganzes Geld geben, ich muß doch auch leben . . .“

„Ein begreiflicher Wunsch, leben zu wollen . . . Ich habe Ihnen schon einmal gesagt: Ich lasse mit mir reden. Ich werde Ihnen einen Teil Ihres Geldes lassen. Nun?“

„Wer bürgt mir dafür, daß Sie mich nicht trotzdem der Polizei einliefern?“

„So dumm werde ich doch nicht sein! Da müßte ich ja das Geld zurückerstatten. Und ich brauche es dringend!“

Wortlos greift Langendorf in die innere Rocktasche, holt die Brieftasche hervor und überreicht sie zögernd seinem Gegenüber.

Ohne den Einbrecher aus dem Auge zu lassen, zieht sich Egon zum Tischchen und zieht mit der Linken ein Bündel Scheine aus der Brieftasche hervor, die er langsam zählt: „Zweihundertachtzig Schilling sind es . . . Tausend behalte ich und zweihundertachtzig lasse ich Ihnen. Bin ich nicht nobel?“

Wütend blickt der Einbrecher ihn an, ohne ihn einer Antwort zu würdigen.

Egon Wimmer steckt die zweihundertachtzig Schilling wieder in die Tasche und händigt sie Langendorf ein: „Danke, mein Herr! Und nun können Sie gehen, mein Herr, es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen!“

Bähneknirschend erhebt sich der Einbrecher, schließt seinen auf dem Boden stehenden Koffer und verläßt damit die Wohnung, von Egon und dessen Revolver höflich bis zur Türe begleitet . . .

„Haha! Das war ein willkommener Einbruch! Einen solchen könnte ich mindestens einmal wöchentlich brauchen . . .“ Und sich vergnügt die Hände reibend, kehrt Egon in das Herrenzimmer zurück, um Ordnung zu machen . . .

Alte Uhren erzählen . . .

Es ist immer etwas Seltsames um alte Uhren, und es darf uns gar nicht sonderbar stimmen, wenn sich um viele dieser kleinen und großen Wunderwerke der Präzisionstechnik, die schon vor Jahrhunderten die Zeit gemessen haben, oft die wunderbarsten Legenden spinnen, wie wir es von der altehrwürdigen Turmuhr auf dem Strahburger Münster wissen, über die man sich heute noch die geheimnisvollsten Sagen zu erzählen weiß, die sich im Mittelalter schon um diese merkwürdige Uhr gebildet haben.

Die Zeiten um das 13., 14. und 15. Jahrhundert lagen ja auch im allgemeinen noch so dunkel, daß man sich das Geheimnis der Uhr, das heißt ihren natürlichen Mechanismus, gar nicht so richtig zu erklären vermochte und es ist gewiß eine uns heute fast komisch anmutende Erscheinung, wenn wir in der Geschichte nachlesen, daß man im 16. Jahrhundert in verschiedenen Ländern noch von dem Wahn besessen war, die Herstellung von Uhren sei eine teuflische Kunst und man in Deutschland sogar dazu überging, den ersten Uhrentüftlern die Ausübung ihres Berufes unmöglich zu machen, indem man sie aus der Heimat vertrieb, so daß sie ihr „Bündnis mit dem Teufel“ erst wieder fortsetzen konnten, als sie sich in der Schweiz niederließen, und um Genf herum bereits im Jahre 1650 das Gewerbe der Uhrmacherei zu einer so hohen Blüte entwickelten, daß die prächtige Schweizer Uhrenindustrie die größte der Welt wurde. Mit Hinsicht auf diese Tatsache, braucht es uns also nicht zu wundern, wenn sich das Volk von Strahburg jahrhundertlang die Legende zuraunte, die Ratsherren hätten den Meister der Strahburger Uhr nach der Vollendung seines Wertes blenden lassen, damit er für keine andere Stadt der Welt ein solches Wunderstück herstellen konnte.

Alte Uhren erzählen uns aber nicht nur von dem Werden der großen Schweizeruhren-Industrie oder Legenden und Sagen von großen Meistern dieser Kunst, sondern sie legen vor allem ein sichtbares Zeugnis davon ab, auf welchem hohen Niveau das Uhrmacherhandwerk schon in früheren Jahrhunderten stand, was umso bewundernswerter für unsere heutige Zeit vollendeter Technik ist, wenn wir uns zurückverfolgen, wie primitiv noch im 16. und 17. Jahrhundert die technischen Behelfe waren, gar nicht zu reden vom 13. und 14. Jahrhundert, die dem Uhrentüftler für die Ausübung seines Handwerkes zur Verfügung standen. Und doch gibt es in der berühmten Uhrensammlung des Königs von England oder in der einzigartigen Sammlung von Taschenuhren, die sich im Besitze Pierpont Morgans befindet, alte Zeitmesser aus den verschiedenen Jahrhunderten des Mittelalters, die uns zeigen, daß wir gar keine Ursache haben, auf unsere heutigen Leistungen besonders stolz zu sein.

Uhren, die so klein waren, daß sie sogar als Schlippsnadel getragen werden konnten, wie sie sich in der Sammlung des erwähnten Pierpont Morgan befinden, würde sich wohl heute kaum jemand die Mühe nehmen, sie herzustellen. Ebenso solche prägnant gefertigte Uhren in Kreuzesform, die von Damen als Anhänger getragen werden konnten. Gerade die Taschenuhrsammlung von Morgan ist deswegen so interessant, weil in ihr die wertvollsten und seltensten Stücke zusammengetragen sind, die je in der Zeit des 16. bis zum 18. Jahrhundert von den geschicktesten Meistern des Handwerks in der Schweiz, in Nürnberg, in Paris und Italien angefertigt wurden. Eine Uhr in Eiform von der Größe eines Kanarienvogeleies ist uns zweifellos nur in dieser einen Sammlung erhalten geblieben. Auch andere sehr wertvolle Stücke dieser Sammlung dürften ein zweitesmal kaum noch irgendwo existieren. Wie wertvoll diese Sammlung überhaupt ist, geht daraus hervor, daß von den 86 seltensten Stücken, die sie birgt, jedes einzelne Stück auf einen Wert von mindestens 15 000 Mark geschätzt wird.

Eine ganz hervorragende Sammlung alter Uhren, die schier viel zu erzählen hätten, wurde kürzlich in einer überaus reizvollen und interessanten Ausstellung in Hamburg gezeigt. Es waren 330 alte Uhren, stammend aus dem 13., 14. und 15. Jahrhundert, überaus wertvolle und seltene Stücke, wie man sie kaum noch irgendwo zu sehen bekommt.

In dieser herrlichen Sammlung gab es eine Türmchenuhr aus dem 14. Jahrhundert, alles gediegene Schmiedearbeit, kunstvolle Konstruktionen mit prächtigen Schlagwerken, die heute noch erklingen. Uhren also, die heute noch lebendig sind und die Stunde künden, als ob sie der Meister gestern erst vollendet hätte, obwohl sie vielleicht die Todesstunde ihres Schöpfers um ein halbes Jahrtausend überlebt haben. Da wurden Uhren gezeigt, im reichen Ornamentenschmuck gehalten, die im 15. Jahrhundert als Tischuhren dienten. Da, sogar sogenannte Weltuhren, gab es in der damaligen Zeit schon, Uhren mit komplizierten astronomischen Aufzeichnungen, in denen wir uns heute kaum mehr

zurechtfinden würden, Uhren, die den Kalender anzeigen und die Zeit an verschiedensten Orten des Erdballs.

Von den Sonnenuhren des 16. und 17. Jahrhunderts wurden Stüde, mit einem Kompaß versehen, gezeigt und ihre Ausführung spricht dafür, daß sie ehemals sehr beliebt gewesen sein mochten. Auch an kleinen Kunstwerken des Uhrmacherhandwerks birgt die Sammlung ganz wunderbare Stücke. Da sind die Sonnentringe, die so klein gearbeitet sind, daß man sie bequem in der Tasche tragen konnte. Besonders prunkvolle kleine Uhrenkunstwerke bietet uns die Sammlung aus dem 17. Jahrhundert. Mit Gold, Silber, Diamanten und Emaillemalerei sind diese kleinen Damenuhren geschmückt worden, und es erzählt uns diese Arbeit von einem Aufwand an Mühe und Zeit, die wir heute kaum mehr aufwenden würden. Dabei ist alles, jedes Rädchen, jede Feder, jeder Schmuck des Gehäuses, sorgsam mit der Hand gearbeitet und angebracht worden. Interessant ist ein Uhrengehäuse, das mit zweitausend winzigen Nägeln beschlagen ist, bewundernswert ein Werk, in das kleine Figuren hineingearbeitet erscheinen, die nach einer Melodie tanzen, die von der Uhr gespielt wird. Eine Uhr, aus der noch heute das ehrwürdige Lied der Arbeit erklingt, die einst eine fleißige sorgsame Hand in sie hineingelegt hat.

So erzählen alte Uhren ein Stück Kulturgeschichte einer Zeit, der sie einst Stunde um Stunde geschlagen haben, und stehen da als Zeugen für ihren Schöpfer und die Kunst seiner Leistung, die sein Leben um Jahrhunderte überdauert hat.

Karl Dopf.

Besuche in Moll.

Bei Schubert und Haydn.

Der arme Schubert! Im Leben hat er, außer Lorbeerkränzen, nicht viel geschenkt bekommen. Er hatte nicht das Glück, „Schlager“ zu komponieren.

In das saubere, einfache Geburtshaus von Schubert strömen heute die Fremden. Kühle Biedermaierzimmer, sparsam eingerichtet, aber außer seinem Lehnstuhl, einem Flügel, ist nicht viel mehr von ihm da. Seine armselige, bleigefärbte Brille, Bilder seiner Eltern . . . Da liegen seine Zeugnisse. Er war „ein musikalisches Talent“, aber in „Mathematik schwach“ — sein ganzes Leben hat er nicht rechnen können. Seine Bioline, seine letzte handschriftliche Aufzeichnung, bescheidene, gestrichelte Handschuhe, Zuderzange, Lichtschere und Tintensatz, eine Tischglocke, ein Lode unter Glas, sein Totenschädel und seine Handschriften: „Der Erlkönig“, „Verthas Lied in der Nacht“, „Schäfers Klagelied“ und Improptus. Klavierkonzerte und Schwindische Skizzen über Schuberts unaufgeführte Oper. Es ist nicht viel mehr da von ihm. Die Anzeige seines Begräbnisses von Grillparzer und eine Rechnung seines Bruders über Schuberts Begräbnis, „samt den Trinkgeldern für die Sargträger“. — Als Gegenstück: ein Menu, d. h. ein Frühstückszettel. Vorn steht das, was Schubert gegessen hat: „Ein Roßbraten 18 Kr., eine Eierpeis 15 Kr.“ . . . Und auf die Rückseite hat Schubert lächelnd ein Gedicht geschrieben: „Der Geist der Welt.“

Auf seiner Bioline sind die Saiten gesprungen.

Sein Grab? Wo ist es? Auf dem Zentralfriedhof steht wohl sein Denkmal unter denen von Brahms, Mozart, Strauß und Beethoven. Aber dort ruht er nicht. Man hat ihn auf dem Währinger Friedhof in der Nähe begraben.

Dann schließt der alte Kastellan die weiße Tür hinter uns zu. Wünschen die Herrschaften noch Ansichtsarten? — Eine Schelle himmelt. Wir haben Schubert einen Morgenbesuch gemacht. . . .

In Wien eist man sich nicht. Man springt nicht auf die Strassenbahn, fährt nicht auf dem Trittbrett mit, noch klammert man sich an den Wagen, wenn er schon besetzt ist. Man bleibt einfach stehen und wartet auf den nächsten. In Wien hat man Zeit.

Ich steige die breite Steintreppe hinauf zum ersten Stod des einfachen, weißgetünchten Hauses, in dem Haydn lebte und starb. Ein paar stille Zimmer, feierlich, kühl, niemand ist da, nur ich. Das alte Spinnet hat noch einen guten Klang. Sonst ist nicht mehr viel übrig geblieben. Haydns Sessel, Haydns Noten und Briefe unter Glas. „Die Schöpfung“, „Die Jahreszeiten“, eine Einladung zu Beethovens Totenfeier, Sonaten für das Cembalo, Quartette, Menuette und Sinfonien. Darüber schwebt seine feierliche, weiße Totenmaske.

Ein sauberer, stiller Hof, ärmlich, mit einem winzigen Gärtlein. Im Vorraum steht ein großer Schrank, der aussteht, als sei er zum Blähen mit etwas gefüllt. Ich frage den Kastellan: „Was ist denn in diesem Schrank?“

„Ach, nichts“, sagt der alte Mann, der die Tür hinter mir schließt, „nur Noten.“

Liesbet Dill.